

# Jugendmedienchance

**Mit, über und von unseren Ängsten sprechen –  
sonst sprechen sie mit uns!**

Torsten Körner

**Ängste sind wichtige Lebensbegleiter. Sie können uns raten, sie können uns beistehen, sie können uns aber auch behindern, wir können die Beherrschung über sie verlieren und uns von ihnen blind machen lassen. Der Jugendmedienschutz wird vom Paradigma der Angst beherrscht. Es durchwirkt die Diskurse der Jugendschützer und formt unseren Blick auf Kinder und Jugendliche. Von dieser Vormundschaft müssen wir uns befreien.**

Jugendmedienschutz! Jugendmedienschutz? Komisches Wort. Muss die Jugend vor den Medien oder müssen die Medien vor der Jugend geschützt werden – oder ist der Jugendmedienschutz eine Art Regencap für Ältere, die unter dem „Jugendmedienschutz“ gleichermaßen Zuflucht vor aggressiven Jugendlichen und Medien suchen? Was auch immer der Jugendmedienschutz ist, er provoziert Missverständnisse, etwa jenes, dass man die Jugend vor den Medien schützen müsse, da die Medien *an sich* etwas Bedrohliches darstellen. Oder dass die *passiven* Jugendlichen den *aktiven* Medien ausgeliefert sind und es einen Dritten braucht, den tatendurstig-wachsamen Jugendmedienschützer, der verhindert, dass der tausendarmige Medienkrake unsere Kinder greift und sie zu seinen Bedingungen zu Medienkids umbaut, umflüstert.

### Werteverlust-Klage-Ketten

Dahinter steckt der Verdacht, dass die Medien unsere Werte vernichten, weil der Mensch skandalöse, amoralische und provozierende Erzählungen und Bilder bevorzugt. Dieses Ressentiment gegen die Medien ist nicht neu, es ist nicht an *Big Brother* und *DSDS* gebunden; lange, bevor es den Fernseher gab, gab es die Klage über die aufsässige, luxusliebende, bewegungsarme Jugend. Die Klage des Sokrates über die Jugend ist eine der ersten Stimmen, die in dieser Hinsicht aktenkundig wurde. Seither gibt es eine andauernde Werteverlust-Klage-Kette, die oft genug mit der Klage über die Rolle der Medien verbunden ist. Das Buch, das Radio, das Fernsehen, das Computerspiel, das Internet. Schlechte Gefährten! Die Medien sind für diesen pädagogischen Diskurs die Geburtshelfer des Bösen, die Beschleuniger eines zerstörerischen Wandels des Sozialen, die Agenten der Insubordination, die Anwälte des Asozialen.

In der Werteverlust-Klage-Kette schwingt stets ein Generationenkonflikt mit, da die Älteren sich von neuen Medien bedroht und sich die Jüngeren von neuen Medien beflügelt fühlen. Das Wort „Jugendmedienschutz“ gehört daher zum Vormundschaftsvokabular, mit dem die erziehende Generation die zu erziehende Generation beschenkt. Diese Rhetorik der Vormundschaft setzt sich in dem Wort „Risikodimension“ und seinen drei Vertretern fort: Gewalt, Angst, Desorientierung. Das ist die Trias der Furcht, die drei Wege zum kindlichen Unglück. Das ist der blinde Fleck des Jugendmedienschutzes: die Reduzierung des Erlebens auf Gefahrenmomente.

Den meisten Eltern ist diese interne Nomenklatur unbekannt, genauso wie ihnen die Platzierungsschienen und die damit verbundenen Altersstufen unbekannt sind. Eltern fürchten, dass ihnen die Medien die Kinder rauben, dass ihren Kindern die Unschuld gestohlen wird und dass die Medien-Kontrollinstanzen ihren Kontrollwünschen nicht gerecht werden.

Die jüngst in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ erschienene FSK-Schelke offenbarte ein hohes Maß an medienpädagogischer Unkenntnis, aber sie unterstrich zugleich, dass ein intensiverer Dialog zwischen den Akteuren in vielerlei Hinsicht wünschenswert wäre: zwischen besorgten Eltern und Instanzen des Jugendmedienschutzes, zwischen diesen Instanzen und einer breiten, nicht fachspezifischen Öffentlichkeit und zwischen den vielfach zersplitterten Öffentlichkeiten der Jugendmedienschutzlandschaft, die selbst für informierte Menschen schwer zu durchschauen ist. Und nicht zuletzt müssen die sogenannten Jugendmedienschützer den Dialog mit sich selbst aufnehmen, mit ihren Kriterien, ihrem Vokabular und vielleicht auch mit der eigenen Mediensozialisation, um ein besseres und zeitgemäßes Verständnis davon zu gewinnen, worauf man im Hinblick auf die Beziehung zwischen Kindern, Jugendlichen und Medienwelten heute achten muss.

### Ängste als Partner

Wäre ich ein glücklicherer und gesünderer Mensch, wenn mich meine Eltern längere Zeit vom Fernseher ferngehalten hätten? Wenn ich weniger Fernsehen hätte sehen dürfen? Habe ich überhaupt zu viel ferngesehen? Ich bin ein Dorfkind: viel frische Luft, zerrissene Hosen, auf Bäume klettern, über Gräben springen, struppige Wäldchen durchstreifen, moorige Kanäle befahren, auf sandigen Sportplätzen herumbolzen. Und ein Schwarz-Weiß-Fernseher, der irgendwann Mitte der 1970er-Jahre durch ein Farbfernsehgerät ersetzt wurde. Ich, Jahrgang 1965, wurde also ein Fernsehkind, noch bevor das „permanente Programm“ Einzug hielt, bevor das duale System eine Vervielfachung der Programme mit sich brachte. Meine erste Erinnerung an das Fernsehen ist ein Angstbild. Abend. Familie in der Küche. Ich sitze auf der Abdeckplatte des noch warmen Herdes. Zu warm. Ich: „Heiß!“ Und Mutter: „Komm da runter!“ Bin allenfalls fünf oder sechs Jahre alt. *Cleopatra*. Amerikanischer Monumentalfilm von 1963 mit Elizabeth Taylor und Burt Lancaster. FSK 12. Die Königin will einem anderen Herrscher demonstrieren, wie treu ihre Soldaten sind. Sie schreitet eine Reihe von Soldaten ab. Wählt einen aus. Befiehlt ihm, sich von einer Art Rutsche in ein Bett von armlangen Stacheln zu stürzen. Er schluckt, aber tut es. Bis heute habe ich dieses Bild im Kopf. Warum? Man sieht nicht, wie der Mann aufgespießt wird, aber man hört es. Erinnerung: die Rutsche (oder war es ein Holzpferd?) an Spielplätze? Hat mich diese grausam abgeforderte Loyalität erschüttert? Ist es die Angst des Mannes, die mir so lange in Erinnerung blieb, oder ist es das Mitleid, das Mitgefühl mit dem Mann (in meiner Erinnerung ein Familienvater!), der so einen willkürlichen Tod sterben musste? Hat vielleicht die noch warme Herdplatte („Komm da



Cleopatra



Psycho

Edgar Wallace: Die toten Augen von London



runter!“) etwas mit der Intensität meiner Erinnerung zu tun? Hat diese Geschichte meine Empathiefähigkeit befördert oder hat sie mein Zutrauen in Autoritäten wie Cleopatra erschüttert? Wenn ich auf die Fernsehbilder meiner Kindheit und Jugend zurückblicke, kann ich von keinem auf die Folgen für meine Entwicklung plausible Rückschlüsse ziehen. Zumindest erinnere ich mich an einen Grundzug meines Fernseherlebens: Das Gruselige, das Angstmachende war reizvoll.

Wann sah ich *Psycho* (damals FSK 18) von Hitchcock das erste Mal? Ich war auf jeden Fall über zehn Jahre alt. Saß zu Füßen meiner Mutter und versteckte mich von Zeit zu Zeit hinter ihren Beinen. Sah oft weg. Was blieb? Einige Bilder, die ein halbes Leben in mir ihre Arbeit tun. In erster Linie aber auch das Gefühl, einen besonders innigen Moment mit meiner Mutter erlebt zu haben, denn weder meine Geschwister noch mein Vater waren zugegen. Angst teilen, Zuflucht suchen und finden – das kann glücklich machen.

Die Erwachsenen hatten, so schien es, ein Monopol auf die Angst. Sie entschieden, welches Angstmaß das Kind ertragen konnte. Sie schicken dich weg: „Das ist noch nichts für dich!“ Das Kind versucht, sich wieder heranzuschleichen. Die Eroberung der Angst ist eine Emanzipationsleistung des Kindes, das sich seine Angst selbst zumessen will. Als ich älter war, vielleicht 12 oder 14, habe ich mir manchmal den Wecker gestellt, bin allein vor den Fernseher geschlichen und habe mir einen Edgar-Wallace-Film angesehen. Dann zurückschleichen, voll kostbar erworbener Furcht, sich ins Bett stürzen und die Decke über den Kopf ziehen. Glauben, das könne helfen. Einmal weinte ich vor Wut, weil ich erst um halb vier in der Nacht erwachte, als der Monsterameisenfilm schon vorbei war. „Scheißwecker!“

Haben die Ängste, die mich ein Leben lang begleiten, die sich wandeln und andere Gestalt annehmen, etwas mit meinen frühen Fernsehängsten zu tun? Auch Erwachsene kennen Ängste, aber sie gelten eher selten Vampiren, triefäugigen Monstern und heimtückischen Verbrechen. Fernsehängste, zumindest die, die von Jugendschützern verfolgt werden, sind fassbar, haben ein Gesicht, eine Gestalt, eine Geschichte, sie sind provozierte, gesuchte und erwünschte Ängste. Es sind Ängste, mit denen wir es aufnehmen wollen, weil wir es können. Könnte es nicht sein, dass wir unsere Kinder da um Ängste bringen, wo sie sie gebrauchen könnten, um reale Ängste zu vergessen, umzuformen, sie ans Licht zu bringen oder an der Bewältigung der irrealen Ängste zu wachsen?

### Das große Paradigma des Jugendmedienschutzes: die Angst

Mir scheint, dass die Angst oder die Furcht eine zentrale Rolle spielt: im kindlichen Medienerleben, aber vor al-

lem auch in der Wahrnehmung der Medien durch die Eltern. Kann es sein, dass wir Eltern eher medienskeptisch als medienzuversichtlich sind? Und warum finden Medienapokalyptiker wie der Kriminologe Christian Pfeiffer oder der Hirnforscher Manfred Spitzer so viel Beachtung? Und warum fällt mir hier kein bekannter deutscher Medieneuphoriker ein?

Die drei Risikodimensionen, mit denen wir das TV-Tabuland für unsere Kinder abstecken, werden von unseren eigenen Ängsten bestimmt: Was könnte mein Kind ängstigen, was könnte es sozialetisch desorientieren und was könnte es gewalttätig werden lassen? Könnte es sein, dass wir dabei – neben der psychischen Gesundheit unserer Kinder – auch die eigene Autorität im Blick haben? Wir wollen es sein, die definieren, was unserem Kind zuzumuten ist und was nicht, weil wir uns selbst über diese Definitionsmacht definieren. Denn solange wir definieren können, was ihnen schadet, können wir auch klarstellen, was uns nicht schadet und damit unseren Status als ge- und befestigte Menschen behaupten. Und wenn wir ehrlich sind: Greifen wir als Eltern nicht immer noch in die Kiste der schwarzen Pädagogik und machen unseren Kindern Angst, wenn wir keine andere Überzeugungsstrategie finden? „Dann holt Dich der Wolf! Willst Du was hinten drauf? Dann bleibst Du in Deinem Zimmer! Dann geh ich ohne Dich! Drei Wochen kein Fernsehen! Soll Lukas uns noch mal besuchen? Muss ich mit Deinem Lehrer sprechen?“ Ich vermute, dass Kinder und Jugendliche, die sich in psychiatrischer oder psychologischer Betreuung befinden, diese Hilfe nicht in erster Linie benötigen, weil sie zu viele ungeeignete Filme gesehen oder zu brutale Computerspiele gespielt haben, sondern dass ihre Ängste eher etwas mit Familienkonstellationen und vor allem mit Eltern-Kind-Beziehungen zu tun haben, in denen diese Ängste ausgebrütet werden.

Vielleicht sollte sich der Jugendmedienschutz von dem großen Paradigma „Angst“, dem alten Einflüsterer verabschieden oder zumindest dieses Paradigma stärker hinterfragen. Gibt es eigentlich das Wort „Jugendmedienchance“? Was können Ängste leisten? Kinder brauchen Ängste, aber eben auch solche, die sie sich selbst suchen, die sie selbst formen. Ängste, die in den Medien verhandelt werden, sind gestaltete Ängste, inszenierte Alltagsängste oder fantastische Ängste, Ängste, die in Unterhaltungsdramaturgie gebunden sind und die fast immer auch Werte transportieren oder etwas über Werte erzählen. Und fast immer geht es in diesen Medienerzählungen um das Bezwingen von Ängsten. Oder um das kontrollierte lustvolle Erleben von Ängsten, denn eine der großen Leistungen der Medien ist es, unseren Ängsten Gestalt und Gesicht zu geben, weil wir uns im Leben so oft mit diffusen, komplexen, kaum greifbaren, plötzlich angreifenden Ängsten herumschlagen und sie eben nicht zu Boden werfen oder mit einem Lichtschwert ent-

zweihacken können. Den Ängsten des Alltags, den Ängsten des kindlichen Lebensumfeldes stehen Kinder oft ohnmächtig gegenüber, denn man kann aus ihnen nicht aussteigen wie aus einem Film.

Aufklärung und Jugendmedienschutz kann in diesem Zusammenhang also heißen, die medialen Angstgestalten und Angstszenarien nicht auf Teufel komm raus zu verbannen, sondern sie zu befragen: Warum haben wir uns diese Ängste ausgesucht? Welche Ängste stecken hinter den Angstgestalten und was machen unsere Kinder mit ihnen? Aber auch: Warum fürchten wir uns, die Eltern, die Erwachsenen und die Jugendschützer, vor dem Medienkonsum unserer Kinder? Und was ist mit uns? Den Großen? Den Volljährigen? Kennen wir etwa keine Medienängste? Finden wir Gewaltfantasien nicht auch attraktiv? Machen uns bestimmte Sendungen nicht auch zappelig, motorisch unruhig oder verleiten uns zu Fehleinschätzungen hinsichtlich der eigenen Kräfte? Formen bestimmte Medienerzählungen nicht unsere Einstellungen, schüren sie nicht bestimmte Ressentiments und entwerfen Identitäten von uns und von anderen? Klar, das ist so – und wenn das so ist, dürfen wir nicht aufhören zu lernen, denn schließlich können wir uns mit den „schlimmen Bildern“ ja nicht auseinandersetzen, wenn wir sie uns einfach verbieten, sie ignorieren oder sie anderen überlassen. Und dann lernen wir vielleicht auch, dass es allemal zukunftssträchtiger ist, Kinder auf „schlimme Bilder“ vorzubereiten, als sie ihnen vorzuenthalten, bis sie 18 sind.

18 ist eine Zahl, sonst nichts!

Dr. Torsten Körner arbeitet als freier Autor in Berlin. Er schreibt u. a. für „epd medien“ und ist Prüfer der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF).

